

Barthold

Aus der besch.
der Fürken.

N^o 634/119

N^o 634/119^r





Aus der Geschichte der Türken.

Nach zwölf Vorlesungen von W. W. Barthold.

Am Dienstag, dem 6. Juni, begann der seit Jahresbeginn (s. Heft 2, S. 12) in Konstantinopel weilende berühmte russische Orienthistoriker Wasilij Wladimirowitsch Barthold, Mitglied der russischen Akademie der Wissenschaften, an der Universität Stambul eine aus zwölf Vorlesungen bestehende Vortragsreihe über die Geschichte der Türken zu eröffnen. Wir freuen uns außerordentlich, die Ausführungen des gefeierten Gelehrten unseren Lesern nach den Auszügen, wie sie dankenswerter Weise die „Türkische Post“ gebracht hat, vermitteln zu können und wollen hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß sich W. W. Barthold endlich entschließen möge, seine bahnbrechenden Arbeiten über die Geschichte des islamischen Orients in Form gesammelter Werke in einer nicht-russischen, europäischen Weltsprache allgemein zugänglich zu machen. Seit Jahren wird es außerhalb Rußlands in orientalischen Kreisen allgemein als drückender Mangel empfunden, daß gerade Barthold's Studien oft genug an entlegener Stelle, meist der Allgemeinheit unzugänglich, veröffentlicht wurden. Möge der nun bald 60jährige Gelehrte sich entschließen, seinen ihn bewundernden Fachgenossen zunächst einmal eine „Barthold-Bibliographie“ zu bescheren!

F. B.

Den Ausgangspunkt für die Erforschung der älteren türkischen Geschichte bilden die Orchon-Inschriften. Sie als geschichtliche Quelle skizzierend, zeichnet W. W. Barthold nach ihnen den gesellschaftlichen Gegensatz zwischen arm und reich, wie er sich bei den nomadischen Türken an der Nordwestgrenze Chinas herausgebildet hatte. Damals, etwa von 630—680 unserer Zeitrechnung, herrschte dort, angelehnt an die höhere chinesische Kultur und gestützt auf die politische Macht Chinas, als dessen Beamte sie sich gab, eine Adelschaft, die um 680 von einer Volksbewegung zusammen mit der chinesischen Oberherrschaft beseitigt wurde. Der Führer dieser Volksbewegung, wahrscheinlich ein Sprößling aus alter Familie, wird dann zum Herrscher, Chan, der wieder ein türkisches Reich aufrichtete, wie es vor der chinesischen Oberhoheit, also vor 630, als ein Restsplitter des einstigen bis an die Grenzen Persiens und Ostroms sich erstreckenden Großreiches bestanden hatte. Das Gegenbild dieses Chans ist jener Dschingis Chan, der ein halbes Jahrtausend später als Vorkämpfer einer Aristokratie und Unterwerfer einer Volksbewegung zum Gründer des mongolischen Weltreiches aufstieg und vor fast sieben Jahrhunderten am 18. 8. 1227 im Alter von 72 Jahren einsam auf der Höhe des Kenteigebirges im Quellgebiet des Onon und Kerulon bestattet wurde. Das aus den Inschriften gewinnbare Bild stimmt in den wesentlichen Zügen mit dem überein, das sich W. Radloff († 1918) auf Grund seiner Anschauung des heutigen Nomadenlebens über die Möglichkeiten von politischen Entwicklungen in der Steppe gebildet hatte.

Das Türkische dieser Orchon-Inschriften stellt eine Sprachstufe dar, über die auch die Linguistik bisher nicht weit hinausgekommen ist bei ihren Versuchen, eine neben den verschiedenen aus der Sprache der Orchon-Inschriften ableitbare türkische Mundart auch das Tschuwaschisch — Altbulgarische einerseits und das Jakutische andererseits als eine gemeinsame Grundlage umfassendes Urtürkisch festzustellen. Das Tschuwaschisch — Altbulgarische sowohl, beides Sprachen, die Barthold für eng zusammengehörig

hält, ebenso wie auch das Jakutische haben sich sehr früh aus der geschichtlichen Gemeinschaft mit dem Türkischen gelöst.

Nun tauchen in den Orchon-Inschriften, vor allem unter den Titeln, Worte auf, die sich durch ihre mongolische Mehrzahlendung auf „t“ als sprachliches Fremdgut erweisen. Der französische Sinologe Paul Pelliot nimmt diese Worte als von den Awaren übernommen an und läßt die Awaren, die vor den Türken in den Gegenden, wo wir zur Zeit der Inschriften die Türken antreffen, ein großes Reich besaßen und Volkssplitter bis nach Ungarn entsandten, Mongolen sein.

Was nun den Namen „türk“ (oder besser „türük“, wie er wiederholt auf den Inschriften zu lesen ist) anbelangt, so versteht ihn Barthold nicht wie Vilhelm Thomsen (Kopenhagen) als „kräftig“, „stark“, sondern als „Geschöpfe“ im Sinne von „Untertanen“, gestützt auf die Stelle der Inschriften, wo der Chan von jemand sagt: „er gehört zu meinem Volke, zu meinen Türken“, und wo dieses Wort nicht gut als Ethnikon gebraucht sein kann. In der Folge benennen sich dann die Oghusen, der wesentlichste Bevölkerungsbestandteil des türkischen Reiches, mit dem Worte Türken. Auch die Russen geben diesen Namen lediglich den Oghusen.

Erst die Araber, die Splitter jenes inzwischen wieder verfallenen türkischen Reiches in Mittelasien, haben dann den Namen auf alle die Sprache der Oghusen verstehenden Völker ausgedehnt, z. B. auch auf die Kirgisen, die sie sprachlich bereits türkisiert antrafen, deren unterschiedliche körperliche Beschaffenheit (sie sind hellfarbig und rothaarig) ihnen aber nicht entging. Umgekehrt wird ein ganz türkisches Volk, die Kiptschaken (Kumanen), von den Völkern, mit denen sie in Berührung kommen, also Russen, Byzantinern, Westeuropäern, niemals Türken genannt, ein Beweis, daß diese in solcher Ausdehnung gebrauchte Bezeichnung nur von den Arabern angewandt wurde, die dann später, als sie mit den Kiptschaken Bekanntschaft machten, auch nicht zögerten, diese auf Grund des sprachlichen Befundes zu den Türken zu rechnen. Dagegen wurden nicht zu den Türken Bulgaren und Chasaren gezählt, die erst von der heutigen Sprachwissenschaft auf Grund linguistischer Forschungen zur Gruppe der Türken gerechnet werden. So ist also zu unterscheiden zwischen der Verwendung des Namens Türken als Bezeichnung eines einzigen Stammes, nämlich der Oghusen, als Bezeichnung einer Sprachgemeinschaft im Sprachgebrauch der Araber und schließlich als modernwissenschaftlichem Fachausdruck.

Zehn Jahre, nachdem der Türkenchan inschriftlich die Festigkeit seines Reiches gerühmt hat, ist dieses bereits zerfallen (745). Mit seinen ursprünglichen Vasallen, dann unter den „10 Stämmen“ („On Ok“) in Semirjetschie (Jedi Szu, „Siebenströmland“) in der Führung im folgenden Türgisch waren schon 738/39 die Araber zusammengestoßen, deren Sieg die Herrschaft der Türgisch vernichtete, an deren Stelle wir um 766 dann ein Reich der Karluk antreffen. Ob die Türken des Reiches der Orchon-Inschriften selbst mit den Arabern in Fühlung gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Es wäre wohl möglich, daß ihre westlichen Posten,

die nach den Inschriften am Demirkapu („Eisernes Tor“; es führt nordsüdlich von Sogd nach Tocharistan) kämpften, Araber zu Gegnern hatten, deren Siegeszüge unter Kutaiba (705—715) zeitlich und örtlich dazu stimmen. Dann wäre das Tazek der Inschriften mit der ursprünglich für die Araber gebrauchten, von dem Stammnamen Tai herzuleitenden Bezeichnung Tadschik zusammenzubringen.

Bis auf die Samanidenzeit halten die Araber an der iranisches und türkisches Siedlungsgebiet trennenden Grenze, die zugleich auch Grenze von Kulturgebiet und Steppe ist, fest und bauen zu deren Schutz (so wie einst Römer und Chinesen) große Mauern. Erst die Samaniden greifen über dieses Gebiethinaus ohne aber bedeutende Eroberungen machen zu können. Dagegen ist der kulturelle Einfluß der islamischen Welt sehr erheblich. Der Handel, bisher in den Händen buddhistischer Inder (das türkische Wort für Kaufmann „Sart“ ist indischer Herkunft und bedeutet erst später den muslimischen Iranier, der eben den indischen Kaufmann abgelöst hat), kommt ganz in die Hände mohammedanischer Kaufleute, die uns über die westlichen Stämme einige spärliche, aber mit den Angaben der Orchon-Inschriften übereinstimmende Angaben machen.

Ueber die östlichen Splitter des türkischen Reiches sind wir hingegen ganz auf die chinesischen Zeugnisse angewiesen. Nach diesen gründen im 8. Jahrhundert in der Mongolei die Uiguren ein Reich, das aber um 840 von den Kirgisen zerstört wird, worauf sie westwärts nach Ostturkestan ziehen. In der Mongolei sind die Uiguren Manichäer geworden, und zwar durch sogdische Missionäre. So wurde auch die aus dem Aramäischen stammende sogdische Schrift zur Schrift der Uiguren, die sie dann den Mongolen vererbten.

Manichäer scheinen auch die vor den Uiguren in Turkestan sitzenden Dokus Oghus („9 Oghusen“) gewesen zu sein, über die sich vor allem ein alter Reisebericht in der arabischen Literatur (z. B. bei Jakut) erhalten hat. Wenn es bei Dschahis heißt, daß diese Dokus Oghus durch die Annahme der neuen Religion ihre Kriegstüchtigkeit und ihre Ueberlegenheit über die Karluk eingebüßt hätten, so kann man dasselbe von den Uiguren nicht behaupten. Diese bleiben durchaus kriegerisch und schützen z. B. das Manichäertum des Samanidenstaates durch Androhung von Krieg und von Vergeltungsmaßregeln gegen die viel zahlreicheren Muslims in ihrem Staat. Den Titel „Iduk-Kut“, „heilige Majestät“, den ihre Herrscher führen, haben sie in Turkestan vorgefunden. Er stammt von den noch vor den Dokus Oghus hier sitzenden Basmil und erhält sich dann bis zur Mongolenzeit (13. Jahrhundert).

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts tritt der Manichäismus gegenüber Christentum und Buddhismus, die wohl schon früher in Ostturkestan heimisch gewesen sind, zurück. Mahmud al-Kaschghari (11. Jahrhundert) weiß nichts mehr von ihm, doch ist unbekannt, wann der Manichäismus aufgehört hat, Religion des Herrschers zu sein.

Als die Araber nach Transoxanien kamen, herrschte dort, trotzdem die Dynasten meist Türken waren, doch noch das iranische Element und die iranische Sprache (das Sogdische) so sehr vor, daß Dschahis im 9. Jahrhundert vermerken kann, die Sprachen von Chorasán (also das Persische) und Transoxanien glichen einander wie die Sprachen von Mekka und Medina. Doch nimmt in der Folge das Türkentum Transoxaniens ständig zu. Im 10. Jahrhundert ist seine Bekehrung zum Islam abgeschlossen und dieser dringt nun auch in die angrenzenden Steppen, über den Syr Darja nach Semirjetschie und Ostturkestan.

Der einst in Transoxanien mächtige Buddhismus war dort bereits zur Zeit der mohammedanischen Eroberung dem Mazdaismus, Manichäismus, Christentum und Judentum gewichen. Nur in Balch und Tocharistan hatte er sich zu halten vermocht, was von großer Bedeutung geworden ist. Barmekiden und Samaniden stammen aus Balch und vertreten vielfach Ueberlieferungen der buddhistisch-sog-

dischen Kultur. Am wichtigsten für die folgende Entwicklung ist wohl die im Osten in Anlehnung an das Vorbild des buddhistischen Vichara (von dem Wort ist wohl der Stadtname Buchara herzuleiten) geschaffene Institution der Medrese, der religiösen Lehranstalt, die zu der vom Islam gerade hier im Osten in der Folge bewiesenen ungewöhnlichen Missionskraft entscheidend beigetragen haben mag. Ohne Zwang von staatlichen Machtmitteln, vielfach von einem Wandermönchtum im Wege der Einzelbekehrung weitergetragen, dringt jetzt der Islam zu den türkischen Stämmen, und mit ihm, ja über ihn hinaus, wandert die Auswirkung der islamischen Kultur.

Muslimische Kaufleute gründen am und jenseits des Syr mitten im türkischen Gebiet Städte. Von Chwaresm aus erhalten die Wolga-Bulgaren den Islam, trotzdem zwischen ihnen und Chwaresm im Heidentum verharrende Türkenstämme (wahrscheinlich Oghusen) sitzen. Auch die Chasaren (sie gehören wahrscheinlich zur bulgarisch-tschuwaschischen Gruppe) stehen unter islamischem Kultur einfluß, wenn sie auch nicht die Religion annehmen: ihre Fürsten bekennen sich zum Judentum, das über den Kaukasus zu ihnen gekommen war, und als dessen Verteidiger sie sich betrachten (ob die auf der Krim sich findende türkisch sprechende jüdische Sekte der Karaim von den Chasaren stammt, läßt sich nicht entscheiden). Die Chasaren herrschen über die Slawen bis ihr Reich von den Normannen zurückgedrängt und schließlich erobert wird. Welchen Einfluß die Chasaren besessen haben, ersieht man daraus, daß der russische Fürst von Nowgorod, ehe er sich slawisch „Knjas“ nennt, den Titel Khan (Khagan) führt, unter dem er gelegentlich des Empfanges der russischen Gesandtschaft in Ingelheim bei Karls d. Gr. Sohn Ludwig dem Frommen, 839, in der zeitgenössischen deutschen (lat.) Quelle angeführt wird. Hätten sich die Normannen am Itil (Wolga) behaupten können, dann wären wohl sie und mit ihnen das russische Volk unter dem Einfluß der höheren islamischen Kultur Mohammedaner geworden. Sie wurden aber, vielleicht von Chwaresm aus, wieder nach Westen und in den Einflußbereich des Christentums zurückgedrängt. Nach den Normannen kommt die Vorherrschaft im Wolgagebiet an die Bulgaren, die die erste auf europäisch-russischem Boden entstandene mohammedanische Macht sind.

In Ostturkestan kommt mit der Bekehrung zum Islam die in Kaschgar residierende Dynastie der sogenannten Karachaniden oder Ilek-Khane auf; aus welchem türkischen Stamme, bleibt ungewiß. Mit ihren nordöstlichen Nachbarn, den buddhistischen Uiguren, stehen sie meist auf Kriegsfuß. Von größter Bedeutung wird dann die Bekehrung der bis dahin wohl unter christlichem Einfluß stehenden oghusischen Seldschuken, die mit dem Eindringen ganzer türkischer Stämme in die islamische Welt den Anfang machen.

Ueberall ist der Islam über Christentum und Buddhismus und die anderen unter türkischen Stämmen vertretenen Religionen siegreich, wohl weil er wegen seiner geringeren Verknüpfung mit einer bestimmten Kultur und seines von äußeren Bedingungen radikaler losgelösten Verhältnisses zwischen Gottheit und Mensch an Eignung zu dem Beruf einer Universalreligion alle anderen Lehren übertrifft.

Wichtige Nachrichten über die Türken in der Zeit nach ihrer Islamisierung werden einem arabischen Werke des 11. Jahrhunderts verdankt, dem „Lughat at-Turk“ des Mahmud al-Kaschghari. Das erste islamische türkische Reich ist das der Karachaniden, angefangen von Satuk Bugra Chans um 960 erfolgter Bekehrung. Dieser Fürst regiert in Kaschgar, sein Enkel in dem nördlicheren, in der Gegend am Tschu gelegenen Belasagun. Von dieser Stadt erfahren wir, daß in ihr im 11. Jahrhundert sogdisch und türkisch gesprochen wurde, was beweist, daß an der städtischen Kolonisation des Türkenlandes aus Transoxanien zugezogenes sogdisches Element seinen Anteil gehabt hat. In religiöser Hinsicht halten die neubekehrten Türken sofort streng zur

orthodoxen Richtung (Sunna), so daß ein von Machmud al-Kaschghari mitgeteilter Prophetenausspruch aufkommt, darin Gott zu Mohammed spricht, er halte im Osten ein Volk, die Türken, bereit, als Strafe über die Völker, denen er zürnt, geschickt zu werden. Zum religiösen Einfluß des Islams gesellt sich der kulturelle Persiens. So nennt sich nach dem persischen Epos, worin als König von Turan Afrasiab erscheint, die Dynastie „Haus des Afrasiab“, und werden die verschiedenen Oertlichkeiten des Epos in dem Reiche von Kaschgar lokalisiert. In bei Machmud al-Kaschghari übersetzten türkischen Versen erscheint der Name des türkischen Helden Tongategin mit Afrasiab wiedergegeben. Machmud al-Kaschghari gibt auch die damalige Ost-Grenze der Verbreitung des Islams an und nennt die Städte der noch buddhistischen Uiguren. Im Norden ist die Grenze des islamischen Glaubensbereiches nur ungefähr am Ili zu bestimmen. Die früher von den Türken in der Mongolei besetzt gewesenen Gebiete erscheinen bei Machmud al-Kaschghari als bereits von (schamanistischen) Mongolen (Tataren) eingenommen. Auch die Tanguten finden wir schon genannt, ein Volk tibetischer Herkunft, das im 11. Jahrhundert am oberen Hoangho erscheint und da mit den dortigen (uigurischen) Türken kämpft, die es bald danach unterwirft.

Die große Wanderbewegung der türkischen Stämme nach Westen und Südwesten, zumal über den Oxus, wird von den Kalatsch eröffnet, die bereits in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts erwähnt werden und sich im südlichen Iran, wo sie sich noch heute gesondert erhalten haben, und im südlichen Afghanistan niederlassen (hier erinnert an sie nur noch der Stammmname der Gilsai, im übrigen sind sie in der Bevölkerung aufgegangen). Weiter nördlich verblieben waren die Karluk, die zur Zeit der arabischen Eroberung des Ostens bereits in Badachschan angetroffen werden, südlich des großen Oxusbogens, im heutigen Afghanistan. Auch hier ist der Stammmname bewahrt worden, trotzdem der Stamm selbst in den später eingewanderten Oezbeken aufgegangen ist. Von größter geschichtlicher Bedeutung wird dann die Wanderung der Oghusen, die noch im 10. Jahrhundert beginnt und dann im 11. Jahrhundert große türkische Scharen über den Oxus führt. Die Führung war bei der Familie Seldschuk, und zwar gewöhnlich nicht bei einer Person, sondern in den ersten Anfängen unter 2 Brüdern, später unter mehreren Mitgliedern der Familie geteilt.

Die Seldschuken hatten keine Chane. So wird auch Seldschuk selbst nur als Subaschi, d. i. „Heerführer“, bezeichnet und seine Nachfahren nennen sich Beg, das ist „Fürsten“, während die Karachaniden den Chan-Titel führen. Später in der islamischen Welt zur Führung gelangt, nennen sich die Seldschuken Sultan, ein Titel, der sie zumal in der Form „Sultan el-Islam“ als neben dem Kalifen stehendes weltliches Haupt der islamischen Welt kennzeichnet (Vassallenfürsten heißen zu dieser Zeit arabisch Melik, persisch Schah).

Von den westwärts gewanderten Stämmen werden als erste, nämlich um die Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert die Petschenegen erwähnt, welche zum Beispiel Machmud al-Kaschghari als Teil der Oghusen ansieht, von denen sie sich aber jedenfalls schon sehr früh getrennt hatten. Sie gehen Anfang des 10. Jahrhunderts über die Wolga. Ihnen folgen im 11. Jahrhundert die Gusen (bei den Byzantinern Usen, bei den Russen Tork), und nach diesen, ebenfalls noch im 11. Jahrhundert, die Kiptschaken (von den westlichen Völkern Kumanen genannt). Alle diese umgehen oder durchziehen das Gebiet des Chasaren und lassen sich westlich davon, die Russen vom Schwarzen Meere trennend, nieder.

Unter den Oghusen war noch vor ihrer Wanderung, als sie noch am unteren Syr (Jaxartes) saßen, das Christentum eingedrungen, wohl von Chwaresm aus, wo im Unterschied zum übrigen Mittelasien die orthodoxe, nicht die nestorianische Lehre herrschte. Auch der Islam wird aus Chwaresm zu den Oghusen gekommen sein, doch sind seine

Fortschritte kaum groß gewesen, da am Jaxartes noch in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ein nicht-muslimisches tschachakisches Fürstentum erwähnt wird.

Die vollständige Islamisierung erfolgt erst in den neuen Sitzen, und zwar nehmen die Türken den in Transoxanien vorherrschenden Ritus des Abu Hanifa an, den sie in der Folge mit einer dem Islam bis dahin fremden Unduldsamkeit gegen die anderen Riten in ihrem ganzen Herrschaftsbereich gewaltsam zur Geltung bringen. Die Türken tragen den Islam über dessen bisherige Grenze hinaus, die Seldschuken vor allem nach Westen, nach Kleinasien, das die Araber wiederholt angegriffen hatten, und das nunmehr durch Türken dauernd dem Türkentum und dem Islam gewonnen wird. Doch gehen bei diesen Eroberungen Türkisierung und Arabisierung nicht immer Hand in Hand. In einem seit so vielen Jahrhunderten christlichen Lande wie Kleinasien hat sich das Christentum noch lange zu behaupten vermocht. Noch im 13. Jahrhundert bildet die Kopfsteuer der nicht-muslimischen Bevölkerung („Dschisja“) den Hauptteil der Staatseinkünfte. Die Bevölkerung nimmt zuweilen die türkische Sprache an, bleibt aber beim Christentum, wie sie umgekehrt zuweilen den Islam annimmt, aber ihre Sprache behält. So dichtet Sultan Weled, der Sohn Dschelaleddin Rumis, einige Verse seines sufischen Werkes auch in griechischer Sprache, offenbar für muslimische Griechen.

Bei der Kultur, die man bei diesen Oghusen im Westen antrifft, läßt sich im allgemeinen feststellen, daß einiges von ihrem Besitzstand in Mittelasien nicht nachweisbar ist. So bemerkt z. B. Machmud al-Kaschghari, daß das Wort Tugrak (Tughra), dessen Herleitung ihm nicht mehr möglich ist, nur bei den Oghusen gebräuchlich ist, wo es so viel wie „Siegel“ bedeutet.

Das Reich der Karachaniden hat im Norden mit den (weiter nicht mehr erwähnten) Jabaku, im Osten mit den Uiguren zu kämpfen, wohl auch schon mit den Mongolen, die — den Kitai weichend — erst die Ost-, dann die West-Mongolei besetzt hatten. Der Nestorianerbischof, der in dieser Zeit aus Mittelasien seinem Katholikos nach Bagdad vom Ansturm eines in acht Stämme gegliederten Volkes berichtet, meint wohl die mongolischen Neiman, deren Name „acht“ bedeutet und auf eine solche Gliederung schließen läßt.

Auch die Kitai sind Mongolen. Anfang des 10. Jahrhunderts in Nordchina zur Herrschaft gekommen (Dynastie Liao), hatten sie von dort aus, die Kirgisen in das Jenissei-Gebiet abdrängend, die Mongolei erobert. Auch die Uiguren unterwerfen sich ihnen, kommen aber der Aufforderung, in die früheren Sitze in der Mongolei zurückzukehren, nicht nach, an Ackerbau und städtisches Leben bereits gewöhnt. Unter allen in China zur Herrschaft gelangten Fremdvölkern haben die Kitai sich am meisten die chinesische Kultur angeeignet (mit ihrem Namen bezeichnen Russen, Mongolen und ein Teil der islamischen Welt bis heute China). Um 1125 müssen die Kitai den aus der Mandschurei eindringenden tungusischen Tschurtschen (Dschurdschi) weichen (der „goldenen“ Dynastie: chin, Kin, türk. Altun-Chan). Sie ziehen in zwei Zügen nach dem Westen, doch scheidet der südlichere an der Gegenwirkung des Reiches von Kaschgar, während der nördliche zum Sieg über die Karachaniden von Belasagun führt, das nun die Hauptstadt eines Reiches der Kara-Kitai (wie die Kitai jetzt heißen) wird. Von hier aus wird dann auch Kaschgar bezwungen, werden die Kirgisen des Jenissei-Gebietes besiegt und wird die Oberherrschaft über die Uiguren aufrecht erhalten, ab 1137 auch in die Angelegenheiten Westturkestans eingegriffen. Hatten die Kitai in Belasagun den Zwist zwischen Fürst und Nomadenstämmen so benützt, daß sie sich auf die Seite des Fürsten stellten, um freilich dann auch diesen zu stürzen, so stellen sie sich hier von Anfang an auf die Seite der Stämme. So nehmen sie den Fürsten von Samarkand ge-

fangen und besiegen 1141 sogar den Seldschuken-Sultan Sind-schar. Die Kunde, daß dieser gewaltige Herrscher gegen Ungläubige eine Niederlage erlitten hat, drang bis zu den Kreuzfahrern, und im Zusammenhang mit ihr mag in Europa die Sage von dem Priester Johannes aufgekommen sein, der vom Osten aus die Muslime bekriegt, um seinen Glaubensbrüdern in Palästina Hilfe zu bringen. Doch machen die Karakitai am Oxus Halt und fügen nur noch das Gebiet von Balch ihren Eroberungen hinzu. Alle muslimischen Gebiete Turkestans, auch Chwaresm und Buchara, geraten unter ihre Herrschaft, die von den Chinesen als die der „West-Liao“ in den Annalen vermerkt wird, als ob es sich um eine chinesische Dynastie handelte (wie deren Herrscher auch in der Jahreszählung ganz als chinesische Regenten behandelt werden), trotzdem die Karakitai in China weder Besitz noch Einfluß haben, ein Beweis, in welchem Grade sie chinesisch geworden waren. Etwas derartiges hat in China kein anderes Fremdvolk je erreicht.

So war denn die amtliche Sprache der Karakitai auch in Turkestan das Chinesische und chinesisch waren die Verwaltungsgrundsätze. Zum Unterschied von anderen Nomadenreichen wird die Schaffung eines Lebenswesens vermieden, doch werden die vorgefundenen kleinen Bege in ihrem Besitz belassen. In Belasagun, das übrigens eine muslimische Stadt verbleibt, regiert der Chan der Karakitai, unter dem Titel Gur-Chan, hingegen verbleiben in den übrigen eroberten Hauptstädten die alten karachanidischen sowie im äußersten Westen und Osten, in Chwaresm und bei dem Uiguren, die heimischen Herrscher, die aber alle dem Gurchan steuern und dessen Beauftragten zur Seite haben. Wie weit das Eindringen eines mit fernöstlicher Kultur so verbundenen Volkes in der islamischen, zumal in der türkischen Welt dauernde Spuren hinterlassen hat, bedarf noch der Feststellung. Im allgemeinen wirken die Karakitai nicht als entschiedene Vertreter der chinesischen Kultur, sondern behauptet sich die in Turkestan von ihnen angetroffene. Doch haben sie jedenfalls im stärksten Maße zu einem regen Kulturaustausch beigetragen und manchem fernöstlichen Kulturgut den Weg nach dem Westen gebahnt.

In ihrem Reiche breiten sich von Turfan (also vom Uigurenland aus) Christentum und Buddhismus aus. Die mongolischen Neiman und Karait in West- und Ost-Mongolei und die Onguten der Südmongolei an der chinesischen Grenze nehmen das wohl von Kaufleuten gebrachte Christentum an. Ob die sicher viel zahlreicheren muslimischen Kaufleute für den Islam ähnlich werbend gewirkt haben, bleibt sehr fraglich. Doch hat auch der Islam dank seiner überlegenen Kultur große Fortschritte gemacht, wenn auch die Dynastie dank ihrer Verbundenheit mit der chinesischen Kultur ihm fern blieb. Nördlich von Belasagun bekehrt sich Anfang des 13. Jahrhunderts, kurz vor dem Auftreten Dschingis-Chans, das Reich der Karluk unter Arslan Chan und ebenso ein anderes Reich der Karluk oder Kanly, mit der Hauptstadt Almafik nordwestlich Kutscha; in Kutscha selbst ein durch Kriege mit den Uiguren bekannter Chidr-Chan. Einem weiteren Vordringen des Islams nach Osten setzten die Uiguren mit ihrer ausgeprägten Kultur eine Grenze. Dagegen gewinnt der Islam nach Süden das Tarim-Becken bis zum Lobnor, wie wir von Marco Polo erfahren.

Eine andere Frage ist die nach der Teilnahme der Türken an der Kultur des islamischen Asien. Haben die Türken auch niemals ihre eigene Herkunft und Sprache vergessen, so ist die letzte doch auch nie als Staats- und Kultursprache in Verwendung getreten. Bei den Rum-Seldschuken überwog der Arabische, dem sich das Persische zugesellte. Bei den iranischen Seldschuken hatte das Persische die Oberhand, ja es verdrängt sogar in dem karachanidischen Turkestan das Arabische und dringt selbst in die Medresen ein. Doch war daneben das Türkische nicht vergessen, wie nach alt-türkischer Sitte die Chane der Karachaniden bei Regierungsantritt ihre Namen mit Thronnamen vertauschen. War das Türkische in Samarkand z. B. aus der Literatur verbannt, so

kann doch in Kaschgar um 1072 das Kudatku Bilik verfaßt werden, das „glückbringende“ oder das „königliche Wissen“. Leider enthält dieser Fürstenspiegel eines gewissen Jusuf aus Belasagun keine der in Werken dieser Art zu erwartenden geschichtlichen Hinweise. Der von ihm erwähnte Herrscher „Ilik“ ist wie die anderen Gestalten des Buches eine Idealfigur. Ob Machmud der Kaschgarer, dessen Werk zwei Jahre später entstanden ist, das Kudatku Bilik gekannt hat, ist fraglich. Das kürzlich bekannte gemachte Hibet-el-Hakaik ist leider ein ebenfalls die historische Wirklichkeit ganz unberücksichtigt lassender Moraltraktat aus etwas späterer Zeit.

Als ein fernöstliches Kulturgut mag das Taschentuch angeführt sein, das im fernen Osten längst bekannt, in Europa erst im 15. Jahrhundert auftaucht und bei den Türken dieser Epoche bereits in Gebrauch erscheint.

Zur Zeit der seldschukischen Oberherrschaft und namentlich nach dem Niedergang der Seldschuken war Chwaresm, das Fruchtländ am unteren Oxus, unter türkischen Herrschern zu weltpolitischer Bedeutung aufgestiegen. Die wohl iranische Bevölkerung sprach eine vom Persischen verschiedene iranische Mundart, doch hatte das Persische in Kultur und Sprache einen bedeutenden Einfluß, den es auch beibehielt, als Chwaresm sich zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert türkisierte hatte. Sehr früh, noch im 11. Jahrhundert, müssen die teils von Sogdiana aus gegründeten Kolonialstädte im Jaxartesgebiet türkisiert worden sein. In einer, in Jesi, hat Ahmed Jesewi, der um 1166 gestorbene große türkische Heilige und mystische Dichter, seine für die Verbreitung des Islams und der Mystik unter den Türken höchst bedeutsame Tätigkeit entfaltet. Wohl im Zusammenhang mit seiner Bedeutung hat Jesi, wo Timur diesem türkischen Heiligen katexochen ein prächtiges Grabmal errichten ließ, in späterer Zeit den Namen der ganzen Landschaft „Turkestan“ erhalten.

Chwaresm ist ein Beispiel dafür, daß ein Land von hoher Kultur nicht nur die politische Herrschaft der Türken, sondern auch deren Sprache annehmen kann. Die Quellen aus der Zeit vor dem Mongoleneinfall schildern uns den Hochstand von Chwaresm Ackerbau und die Bedeutung seines mittelasiatischen Handels. Die Hauptstadt Urgendsch vermag sich trotz Zerstörung durch die Mongolen (1221) rasch wieder zur Blüte zu erheben. Auch die geistige Kultur Chwaresms war, nach dem zu schließen, was sich über den Mongolensturm hinübergerettet hat, auf einer stattlichen Höhe. Groß ist die Zahl der vorwiegend religiösen Werke, die in arabischer Sprache in den Städten Chwaresms und den kulturell zugehörigen Städten am unteren Jaxartes verfaßt worden sind. Samachschari, ein Schahrastani entfaltet hier ihre Wirksamkeit. Auch von einem großen Werke über die Sprache der Türken erfahren wir, das dem letzten Chwaresmschah Dschelal ed-din (der 1221 von den Mongolen aus Turkestan weicht und 10 Jahre später nach, bis nach Indien führenden Kriegsabenteuern, in Westiran von den Mongolen ereilt wird und fällt) gewidmet ist. Von dem leider verschollenen Buche wissen wir nur aus Ibn Muhanna's aus der Mongolenzeit stammenden philologischem Werke.

Die nach Chwaresm gelangten Türken haben sich die dort vorgefundene Kultur angeeignet und zur Ausbildung einer eigenen islamisch-türkischen Literatur verwendet. So wird die große Bedeutung verständlich, die die Literatur Chwaresms und der Goldenen Horde überhaupt in der Mongolenzeit dann besessen hat. Das „Dschagataische“, hernach die offizielle Sprache des Timuridenreiches Dschagatai (wovon die Sprache den Namen hat), ist die Sprache, in welcher um 1363 ein aus Chwaresm stammender Dichter der Goldenen Horde (er heißt „Chwaresmi“) schreibt, der aber nachweislich Vorläufer hat. U. a. wissen wir von einem „tatarisch“, d. i. „dschagataisch“ zur Mongolenzeit in der Krim verfaßten Epos „Jusuf und Suleika“, aus dessen süd-türkischer Uebersetzung (Südtürkisch ist die später als „os-

manisch" bezeichnete, von Kleinasien ausgehende Literatursprache, die erst in der Mongolenzeit auftaucht. Dschagataisch ist eine künstlich geschaffene Literatursprache, die nicht, wie man bisher geglaubt hat, einfach aus der Uigurischen abzuleiten ist. Vielmehr wurde diese Sprache von Chwaresm aus im mongolischen Reiche verbreitet und ist so auch nach Osten, nach Dschagatai, gelangt, wo Ende des 15. Jahrhunderts Newa'i in ihr dichtet, so wie sie im Westen von den Chanen der Goldenen Horde in deren Erlassen gebraucht wird).

Die mongolische Eroberung des Fernen Ostens, Westasiens und Osteuropas ist, trotzdem dieses einzigartige historische Phänomen eine reiche zeitgenössische Literatur hervorgerufen hat, in manchen Einzelheiten noch immer nicht genügend aufgeklärt. So läßt man noch immer die Mongolen vom Bagdader Kalifen in die islamischen Länder gerufen sein, obwohl aus dem muslimischen Quellen hervorgeht, daß der Chwaresmschah es war, der zumindest den Anlaß zum Mongoleneinfall gegeben hat.

Die letzten Chwaresmschahs erstrebten den Titel Sultan-i Islam und erfüllten einer der Aufgaben dieses Amtes, wenn sie die unter der Herrschaft der Ungläubigen lebenden Muslims zu befreien suchten. Von diesem Standpunkt aus bekämpften sie die Gurchane und unterstützten die in deren Gebiet sich erhebenden Aufstände. Doch scheinen sie den großen Volksaufstand in Buchara von 1207 trotz Eingreifens nicht erfolgreich benützt zu haben. 1210 erfocht der Chwaresmschah wohl einen Sieg über den Gurchan (bei Talas), aber zu einem einheitlichen Aufstand der karakitaischen Muslime kam es nicht und so blieb der Sieg ohne entscheidende Folgen. Auch den in der Hauptstadt Belasagun revoltierenden Muslims konnte keine Hilfe gebracht werden. Immerhin hielt sich der Chwaresmschah auf Grund dieser Feldzüge für berechtigt, sich den Namen des letzten großen Seldschukenherrschers Sindschar und den des Weltoberers Iskender (Alexander) beizulegen, womit er verrät, daß seine Absichten noch weit über die sich aus dem Titel eines Sultan-i Islam ergebenden Aufgaben hinausgingen.

Die eigentliche Erschütterung kam aber dem Reiche der Karakitai aus dem Osten, von den Tataren, unter welchem Namen alle mongolisch sprechenden Völker zusammengefaßt werden. Wir können heute die Tataren, angefangen von den Orchon-Inschriften (8. Jahrh.), verfolgen. Die chinesischen Quellen nennen drei Arten Tataren: in China zunächst die ansässigen „weißen“, weiter nördlich die nomadischen „schwarzen“, und nördlich von diesen die „wilden Tataren“, Jäger wilder Tiere und scheinbar die einzigen, die dem Schamanismus in seiner ausgeprägtesten, reinsten Form anhängen.

Die blutigen inneren Wirren, die hernach zur großen Einigungsbewegung führen sollten, gingen von dem nomadischen Teile aus, wo sich Adel und Volk entzweit hatten, der erstere von Dschingischan, das letztere von Dschamuga, geführt. Dschamuga, ursprünglich ein Freund Dschingischans, hatte sich von diesem getrennt und nahm nun als Führer des Volkes in Nachahmung der Karakitai den Titel Gurchan an. Er unterliegt im Entscheidungskampf von 1204 und wird nach der gewöhnlichen Ueberlieferung im folgenden Jahre dem Sieger ausgeliefert und beseitigt, doch kann die andere Version stimmen, wonach er zu den Muslims, zum Chwaresmschah geflohen und erst später, gelegentlich der Einnahme Bucharas, umgekommen ist. Nach Dschingischans Sieg weichen die ihm feindlichen mongolischen Stämme, die (vom Christentum berührten) Merkit und Neiman nach Westen, um zersplittert in Kiptschak, bzw. im Reich der Karakitai zu landen, dessen Gurchan sie stürzen. Ihr Führer Kütschlük bringt den größten Teil des karakitaischen Gebietes an sich und dort wird nun zum ersten und letzten Mal in Mittelasien der Islam hart bedrängt, ohne daß der Chwaresmschah Hilfe bringen konnte.

Ueberhaupt ist in der allgemeinen Erschütterung der mittelasiatischen Staatenwelt dessen Ansehen als Befreier und Schützer der Muslims sehr gesunken. Sonst könnte nicht der muslimische Karlukenfürst Arslan Chan dem Beispiel des uigurischen Idikut folgen und sich Dschingischan unterwerfen, dem sich auch die in Almalik neu gegründete muslimische Dynastie anschließt. Sogar der eben erst durch Heirat verbundene Karachanide von Samarkand lehnt sich gegen den Chwaresmschah auf, kann aber wieder unterworfen werden.

So erscheint ganz Mittelasien zwischen Chwaresmschah, Kütschlük und Dschingischan aufgeteilt. Trotzdem der Chwaresmschah gegen Kütschlük eine Schlappe erleidet, läßt er nicht von seinen großen Eroberungsplänen und ist traurig, da er hört, daß Dschingischan Peking genommen hat. Damals schickte er zu Dschingischan eine Gesandtschaft und Karawane um genauere Nachricht über den Emporkömmling zu erhalten. Dschingischan seinerseits schickt zur Erwidrung ebenfalls eine Gesandtschaft und Karawane. Deren Ermordung ist dann der Anlaß zum Mongolensturm geworden.

In Dschingis-Chans Dienst standen nicht nur muslimische Kaufleute (von den Mongolen mit dem türkischen Wort Ortak, („Genosse“) bezeichnet, wohl weil die Kaufleute zwecks Ausrüstung der Karawanen zu Genossenschaften vereinigt waren), sondern auch ganze muslimische Truppenteile wie die Kontingente der Vasallenstaaten von Kajalyk und Almalyk. Das Heer des Chwaresmschah war national gemischt. So zählt die Garnison von Samarkand neben 60 000 Türken 50 000 Tadschik und angesichts der ständig zwischen Türken und Iraniern waltenden Feindschaft ist es sehr wahrscheinlich, daß eine solche Zusammensetzung zu Zwistigkeiten führen mußte. Jedenfalls haben es die Mongolen verstanden, daraus Nutzen zu ziehen. Da ihnen unter allen fremden Elementen die Türken am nächsten standen, haben sie auf die nach der Ueberlieferung bestehende Verwandtschaft mit diesen oft gepocht, um sie auf ihre Seite zu ziehen, ohne sich aber zu scheuen, hernach ihre Helfer zu vernichten. So gelegentlich der Belagerung von Samarkand, wo die Mongolen sogar den Oheim des Chwaresmschah gewinnen, um dann nach der Eroberung der Stadt die 30 000 Türken und deren Führer, die zu ihnen gehalten hatten, niedermetzeln zu lassen. So auch in Dagestan, wo sie mit dem Hinweis auf die allgemeine Abstammung die Kiptschak den Alanen abspenstig machen, um nach der Besiegung dieser erst recht auch über die Kiptschak herzufallen. So haben sie auch die russischen Fürsten, welche den Kiptschak, sonst ihren ständigen Feinden, Hilfe bringen wollten, davon durch die Versicherung abgehalten, man habe es lediglich auf die den Russen feindlichen Kiptschak abgesehen. So haben die Mongolen es auch in Vorderasien verstanden, einzelne Mächte wie z. B. die Ismailiten und den Bagdader Kalifen, die sie später dann vernichtet haben, zeitweilig ihren Plänen dienstbar zu machen.

Der letzte Chwaresmschah war 1221 nach Indien entwichen; 1223 verließ auch Dschingis-Chan, in die Gegend am oberen Irtysch ziehend, das eroberte Turkestan und noch zu seinen Lebzeiten — er starb 1227 — vermochte Dschelaleddin in seine iranischen Besitzungen zurückzukehren, wo ihn die Mongolen zwar abermals schlugen, jedoch unter solchen Verlusten, daß sie über den Oxus zurückgehen mußten.

Die Eroberungen der Mongolen waren mit einer furchtbaren Hinschlachtung nicht nur der Bevölkerung der Kulturländer, sondern auch ganz besonders unter den Nomaden verbunden. Die Mongolenzüge vollzogen sich nicht wie etwa die Eroberung Vorderasiens durch die Seldschuken als Wanderung eines ganzen Volkes. Vielmehr verblieb die Mehrheit der Mongolen in der Mongolei und Dschingis-Chan selbst ist dahin zurückgekehrt, wie auch noch mehr als 30 Jahre der Sitz seiner Nachfolger dort verblieb. Das stehende

Heer Dschingis-Chans zählte 129 000 Streiter, von denen der jüngste Sohn Tutui — dem nach nomadischem Erbrecht der ursprüngliche Besitz des Vaters zufiel — 101 000 Streiter bekam. Je 4000 erhielten die drei älteren Söhne, die bedeutende Eroberungen im Westen machten, und der Rest von 16 000 wurde unter den anderen Mitgliedern des Hauses aufgeteilt. Nach diesen Zahlen kann man sich von der Stärke der in den fremden Landen einfallenden Mongolenheere ein Bild machen.

Dem ältesten Sohne Dschudschi sind gerade die entferntesten Gebiete zugewiesen, und so erstreckt sich sein Reich (Goldene Horde) nach Westen „so weit, als die Hufe der mongolischen Pferde gekommen sind“. So fallen an Dschudschi alle russischen Eroberungen und ebenso das eigentlichen Chwaresm und die Städte am unteren Syr, wodurch die Chwaresmische Kultur, die schon früher auf die Wolgagegend (Bulgarien) gewirkt hatte, nun durch die politische Vereinigung dort an Einfluß gewinnt. Nach Osten herrscht Dschudschi bis Kajalyk.

Nach den chinesischen Quellen wäre der eigentliche Organisator des mongolischen Weltreiches Ogotais Wesir Je-Lni-Tschu-Tsai gewesen, dessen Einfluß sich aber nicht auch auf Dschudschis Reich erstreckt hätte, weshalb von diesem Blochet sagen zu dürfen meint, daß sein Zustand eine „namenlose Barbarei“ gewesen sei. Da aber der chinesische Wesir in den nichtchinesischen Quellen gar nicht vorkommt, wird die Einschätzung seiner Bedeutung wohl übertrieben sein. Andererseits war die Kultur in Dschudschis Reich keineswegs vernichtet. Zu den alten Städten (wie Bulgar an der Wolga), kamen Neugründungen wie Ukek und Serai (beide an der Wolga, letztere später die Hauptstadt). Auch erlebte der Handel in dem Reich der Goldenen Horde einen mächtigen Aufschwung, begünstigt durch die Mittelasien, Persien und Osteuropa umspannende Münzeinheit (1 Silberdinar = 6 Silberdirhem = 2 Miska!). Das türkische Element ist gegenüber den wenig zahlreichen mongolischen Eroberern rasch wieder zur Geltung gekommen. Der Islam wird von Dschudschis zweitem Sohne Berke angenommen, erhält aber allgemeine Geltung erst Anfang des 14. Jahrhunderts unter Uesbek, dessen Name zum Völkernamen wird, noch heute an dem nach Mittelasien zurückgewanderten Teile haftend. So hat ein anderer Teil, die heute im Nordkaukasus sitzenden Nogai, von einem anderen Nachkommen Dschudschis seinen Namen. Die Reste christlicher Bevölkerung (so war der Vater des aus diesen Gegenden stammenden Mamlukensultans Barkuk ein Christ) gingen allmählich im Islam auf. Mit Aegypten war das Reich der Goldenen Horde verbunden durch Handelsbeziehungen und durch die gemeinsame Feindschaft gegen die Mongolen Persiens, durch Kultur- und durch Familienbeziehungen. Berkes Tochter z. B. heiratet den Sultan Baibars und ihr Sohn gelangt in Kairo auf den Thron (1277/9). Dessen Oheim von mütterlicher Seite, also ein Sohn Berkes, wird als arabischer Dichter und Theologe genannt.

Nimmt das Reich der Goldenen Horde auch von Anfang an gegenüber dem mongolischen Großreiche eine selbständige Sonderstellung ein, so residieren seine Beherrscher zunächst nicht weit von den zwischen dem oberen Irtysh und der Gegend südlich vom Ili gelegenen Residenzen Dschagatais und Ogotais, zweier anderer Söhne Dschingis-Chans. Aus dieser räumlichen Nähe der Residenzen ist ersichtlich, daß eine Teilung des Gesamtreiches nicht deutlich vollzogen worden war. Besonders in Mittelasien sind die Grenzen der Teilreiche nach Dschingis-Chan schwer zu bestimmen, weil sie gar nicht fest sind, und auch die Macht des Groß-Chans über die einzelnen mittelasiatischen Teilreiche ist keine gesetzlich bestimmte. Das Kulturland wird gemeinsam durch einen vom Groß-Chan zu bestellenden Statthalter verwaltet. Der zweite Inhaber dieses Amtes, der Chwaresmier Mas'ud Beg, verwaltet es unbeschadet aller bald hereinbrechenden

Wirren innerhalb des Herrscherhauses ununterbrochen und vererbt es sogar seinen Söhnen.

Um die Würde des Groß-Chans geht zunächst der Streit zwischen den Häusern der Söhne Dschingis-Chans, bis Mangu, der Sohn des Tului, die Prinzen der Häuser Ogotai und Dschagatai so ausschaltet, daß das Gesamtgebiet der mongolischen Eroberungen mit Ausnahme der Goldenen Horde, wo mit Batu das Haus des Dschudschi herrscht, unter ihm vereinigt erscheint. Doch bricht nach Mangus Tod der Streit im Hause Tului selbst aus, bis Kubilai über seinen Bruder Arigbuga den Sieg davonträgt. Arigbuga hatte in Mittelasien den dschagataischen Prinzen Algu-Chan eingesetzt. Auch der dann von Kubilai entsandte Borak gehörte dem Hause Dschagatai an, konnte sich aber nicht gegen den ogotaischen Prinzen Kaidu behaupten, der sich zum Herren über Mittelasien aufschwingt und zum chinesischen Reich des Kubilai feindlich steht. In allen diesen Wirren erscheint Mas'ud Beg als der Statthalter des Kulturlandes und ihm folgen dann hintereinander seine drei Söhne.

Von Mangu war Hulagu nach Persien entsandt worden, wo er 1256 die Ismailiten, 1258 das Kalifat vernichtete und das Reich der Il-Chane begründete. Dieses blieb mit China, und zwar vorzugsweise über den Seeweg in Verbindung, steht aber sowohl zur Goldenen Horde wie auch zu Mittelasien feindlich.

Unter diesen kriegerischen Verwicklungen mußte natürlich der Karawanenhandel durch Mitteleasien schwer leiden und es wird verständlich, daß von Kaidus Sohn Tschapar der Vorschlag des dschagataischen Chanes Tuwa, sämtliche mongolische Reiche sollten sich vereinigen, lebhaft propagiert wurde. Dieser Vorschlag ist auch überall angenommen worden. Wir erfahren davon in einem noch im Original (mongolisch) erhaltenen Briefe des Il-Chans, vom Jahre 1305, an den französischen König. Die Christenheit wird darin aufgefordert, sich in einer ähnlichen Weise zu einigen. Es ist auch die Antwort des englischen Königs, der offenbar einen gleichen Brief erhalten hatte, noch vorhanden — sie lautet etwas skeptisch dahin, daß mit Gottes Hilfe etwas Derartiges zu erreichen sein würde. Die Vereinigung zielte auf Freiheit des Handels, Friede zwischen den Fürstenthäusern und nominelle Oberhoheit des Groß-Chans ab, ist aber auch bei den Mongolen nur von theoretischer Bedeutung gewesen. Die Freundschaft der Mongolen mit Europa beruhte auf dem gemeinsamen Gegensatz zu Aegypten.

Der Versuch, unter den mongolischen Reichen durch Vertrag einen dauernden Frieden zu schaffen, ist sehr rasch gescheitert: schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts kommt es in Mittelasien zwischen den Häusern Dschagatai und Ogotai zu Zwistigkeiten — der Vorschlag, diese durch ein nach Taschkent einzuberufendes Schiedsgericht schlichten zu lassen, ist nicht zur Ausführung gelangt. In diesen Wirren siegt das Haus Dschagatai, doch zerfällt dessen Reich nach einiger Zeit in zwei Teile, in eine östliche Hälfte (Semirjetschie und Kaschgar) und in eine östliche (Mawarannahr und die angrenzenden Gebiete). In beiden Reichen sinken die Chane zu Spielzeugen in der Hand der Emire der Stämme herab, können sich aber im Osten wieder zu ausschlaggebender Bedeutung emporarbeiten, während im Westen, vor allem durch das Hervortreten Timurs (der ein solcher Stammes-Emir war) die Chane gänzlich verschwinden. Trotzdem wird aber gerade im Westen mit dem Namen auch die Staatsidee des Reiches Dschagatai bewahrt. Auf die östliche Hälfte, die sich Mogol nennt, sehen die Dschagataier als auf „Räuber“ herab, wie sie umgekehrt von den Mogol als „Mischlinge“ verachtet werden, wiewohl auch diese Mogol nicht weniger als die Dschagataier bereits türkisiert waren. Das Nomadentum hat sich natürlich im Osten besser erhalten können und hier herrscht die Sitte, daß junge Leute in einer mindestens zwei Monate von jeder menschlichen Behausung entfernten Einsamkeit der Wälder eine Zeitlang in Felle gekleidet ganz allein ein Jägerleben nach der Art der Vor-

fahren. Im Westen tritt die mongolische Ueberlieferung gegenüber der Scheria ziemlich zurück, wurde aber doch in militärischer Hinsicht festgehalten, so daß die Dschagataier den Muslims als nicht vollwertig galten, weil sie neben das heilige Gesetz (Scherai) das „Jasak“, das Gesetzbuch des Dschingis-Chan, stellten. Auch in der Tracht behauptet sich mongolische Art: Timur und seine Krieger tragen den Zopf, was ursprünglich nomadische Sitte ist, die in China erst später durch die tungusischen Mandschu (16. Jahrh.) zwangsweise eingeführt worden ist.

In nationaler Hinsicht war das Reich Mogol das einheitlich-nomadischen Mongolen türkisiert, waren. In Dschagatai standen neben den Türken und türkisierten Mongolen die iranischen Tadschiken, die ihre Sprache erhalten hatten und die eigentlichen Kulturträger waren, auf welche z. B. Timur bei allen seinen kulturellen Bestrebungen angewiesen war. Sein Empfinden für das Türkentum äußert sich eigentlich nur in der Errichtung der großartigen Anlage über dem Grab des türkischen National-Heiligen Ahmed Jesewi. Der Name Dschagatai haftete besonders an der nomadischen Bevölkerung, welche eine aus Türken und türkisierten Mongolen zusammengesetzte privilegierte Kriegerkaste darstellt, deren Stellung besonders anschaulich in Clavijos Reisebericht beschrieben wird.

Timur war ein Welteroberer. Auch er soll das Alexanderwort gebraucht haben, daß die Welt für mehr als einen Herrscher keinen Platz habe. Anders als der Chwaresmschah Muhammed vor ihm und der Perser Nadir Schah nach ihm, die von der Eroberung Chinas nur träumten, hat er dieses Ziel vorder- und mittelasiatischer Herrscher konkret angepackt: er starb mitten während der Vorbereitungen des Feldzuges gegen China. Auch sein Nachfolger Baber hatte noch die Eroberung Chinas im Auge.

In Timurs Reich herrscht persische Kultur und sogar die Devise des Fürsten ist persisch. Doch entsteht unter Timur eine türkische Literatur, die unter seinen Nachfolgern noch zunimmt. So wirkt an Ulu Begs Hofe (1409—1449) zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Dichter Sekaki und um 1500 Newa'i, der einzige, dessen Wirken nachhaltigen Einfluß im ganzen türkischen Sprachbereich erlangt hat, einen Einfluß, der z. B. den in einfacher und kräftiger Sprache verfaßten Denkwürdigkeiten des Sultan Baber, die bald in Vergessenheit gerieten, versagt war.

Das Leben und Treiben in Samarkand war sehr weltlich und stand mit den Gesetzen der Scheria wenig in Einklang. So hat der Scheich ul-Islam zur Eröffnung des von ihm errichteten prächtigen Bades Sängern bestellt. Zur Bestreitung des Aufwandes wird die nach der Scheria nur von Ungläubigen einnehmbare Kopfsteuer (Dschisja) auch von den Muslims eingehoben, nach mongolischem Rechte, das nur Steuerfreiheit des Adels, der „Tarchane“, kennt, welche Eigenschaft verliehen werden kann, und zwar nicht nur an Einzelne, sondern auch an ganze Städte, vor allem an die Hauptstadt.

Diese nimmt an den Vergnügungen des Herrschers teil, aber wirklich kann man das doch nur von der höheren Klasse behaupten, welche wie das Herrscherhaus ein luxuriöses Dasein, auch einen gewissen kulturellen Luxus pflegt, der aber von tiefem sittlichen Verfall begleitet ist. Dagegen lehnt sich notwendig das Volk auf, dem in den Derwischen Führer entstehen, die zuweilen Aufstände entfachen und gegen den Herrscher andere Prinzen des Herrscherhauses ausrufen.

Um 1500 muß das Reich der Timuriden den Uesbeken weichen, die von der Wolga erst an den Jaxartes und dann nach Mawarannahr gezogen waren. Vor ihnen flieht der Timuride Baber nach Indien, wo er die Herrschaft der sogenannten Großmogulen begründet.

Hauptstadt der Uesbeken ist zuerst Samarkand, später Buchara. Chwaresm wird von einer besonderen usbekischen Dynastie regiert, ist vorübergehend von Buchara abhängig und findet dann in Abulgasi, dem Verfasser des berühmten Werkes „Stammbaum der Türken“ seinen bedeutendsten Herrscher. Er überragt weit seine Zeitgenossen. Wir finden bei ihm sogar gedankliche Uebereinstimmung mit dem gleichzeitigen Engländer Hobbes — es ist nicht ausgeschlossen, daß dies auf Anregungen aus Persien, wo damals Engländer bereits wirkten, zurückgeht. Abulgasis Sohn Anuscha steht ganz unter persischem Kultureinfluß und nennt sich Schah. Bald nach ihm hat die Dynastie ihr Ende erreicht. Die Hauptstadt Chwaresms war mit der Aenderung des Flußlaufes des Amudarja (17. Jahrh.) von Urgendsch nach Chiwa verlegt worden. In der Folge ist also von einem Reich von Chiwa zu sprechen, das unter einflußlosen Chanen stand. Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts entsteht wieder eine neue kraftvolle Dynastie, die nach ihrer Glanzzeit um 1840 allmählich ihre Macht einbüßt und 1873 von Rußland unterworfen wird. Heute ist Chwaresm aufgeteilt zwischen der usbekischen und der türkmenischen Republik.

In Buchara behaupten sich die Uesbeken nur bis Ende des 16. Jahrhunderts, wo ihr Reich mit dem tatkräftigen Abdullah (gest. 1598) noch seinen Höhepunkt erlebt. Mit ungeheurer Grausamkeit wird die Herrschaft über Chwaresm und das den persischen Sefewiden entrissene Chorasana ausgedehnt, um dann rasch wieder zu zerfallen. Auch die Dynastie hört auf. Es folgt eine Reihe neuer Dynastien, als deren letzte, die „Mangit“, im 18. Jahrhundert aufkommen, die 1868 Rußland botmäßig werden.

Im 18. Jahrhundert entstand noch ein drittes usbekisches Reich in Fergana mit der Hauptstadt Chokand. Die Herrscher dieses Reiches nehmen im 19. Jahrhundert den Chantitel an, doch wird die Dynastie 1876 von den Russen beseitigt, nachdem sie eine Zeitlang eine ansehnliche Macht entwickelt und dem Land durch Schaffung eines Kanalsystems eine Bedeutung gegeben hatte, die es vorher niemals besessen. Unter dem Einfluß von Chokand standen die (von den Russen Kirgis genannten) Kasak und die (von den Russen Kara-Kirgis genannten) Kirgis, die zuerst unter der Oberherrschaft der Kalmuk gestanden hatten. Als diese dann von China unterworfen waren, erstreckte sich dessen Oberhoheit, allerdings ohne viel praktischen Erfolg, auch auf Nomadenvölker. Hernach gab dann Chokands Anspruch auf Oberhoheit über diese Völker den Anlaß zum Zusammenstoß mit Rußland, das gleichen Anspruch erhob. Heute sind diese Völker in den Republiken Kasakistan und Kirgisistan organisiert.

In Ostturkestan (Kaschgar) hatten sich die dschagataischen Chane bis zum Ende des 17. Jahrhunderts behauptet. Sie werden von der „Herrschaft der Hodschas“, d. s. aus Fergana eingewanderte muslimische Geistliche, abgelöst, doch fällt dieser Priesterstaat schon Anfang des 18. Jahrhunderts an die Kalmüken. 1758 fällt dann das ganze Reich der Kalmuken an China. Gegenüber den Uesbeken ist Kaschgarien zurückgeblieben, sowohl in literarischer als politischer Beziehung. Zur Zeit, da Westturkestan an Rußland fiel, war Kaschgarien politisch frei, hat aber von dieser

Freiheit keinen guten Gebrauch zu machen vermocht und fiel schon 1877 wieder an China zurück. Es fehlt auch an dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, sogar an einem gemeinsamen Namen, da man sich nur nach den einzelnen Städten bezieht. Erst heute hat man als gemeinsamen Namen die alte Bezeichnung Uiguren gewählt, aber nicht sehr glücklich, denn die geschichtlichen Uiguren saßen weiter östlich, wo ein Ueberbleibsel von ihnen noch heute unter dem alten Namen anzutreffen ist, noch heute buddhistischen Glaubens und erst seit dem 13. Jahrhundert sich statt der alten uigurischen Schrift (unter buddhistischem Einfluss) der

tibetanischen bedienend. Für die Zukunft Ostturkestans ist einer rascheren kulturellen Entwicklung wohl dadurch ein Hindernis bereitet, daß sein schwieriges Gelände kaum je durch eine große Eisenbahnlinie an den Weltverkehr angeschlossen werden wird, da ja die wichtige Verbindung Europa—Ferner Osten durch die sibirische Eisenbahn bereits geschaffen ist. Anders Westturkestan, das schon heute ein Eisenbahnnetz besitzt und möglicherweise einmal durch eine Landverbindung Europa—Indien an einer Hauptstraße des Weltverkehrs gelegen sein wird.

17

st
n
e
e-
t-
s
n
e
s

7

Ng 634/119

D *Ng* 634/119

ULB Halle 3/1
001 159 615




